
Illustriertes Unterhaltungsblatt
Wöchentliche Beilage zur Thorner Zeitung.
Verlag der Buchdruckerei der Thorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.
1907. * № 23.

Um ein Wort.

Roman in zwei Büchern von **Woldemar Urban.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Der Zug langte in der Nacht in Neapel an. In die Wohnung, die sie früher dort innegehabt, wollten die beiden Frauen aus verschiedenen Gründen nicht zurückkehren und zogen es vor, in einem Hotel auf dem Corso Vittorio Emanuele, nicht weit von der ehemaligen Wohnung des Grafen Enea, einzukehren. Severa hatte Santina natürlich mit sich genommen. Das Kind vermißte seinen Vater, von dem es noch nie so lange getrennt gewesen, in schmerzlicher Weise, und es schnitt Severa ins Herz, immer und immer wieder die Kinderstimme und die Frage zu hören: „Wo ist der Papa?" —

Gleich am ersten Morgen nach ihrer Ankunft ging Severa nach der Wohnung des Grafen Enea, um dort Erkundigungen einzuziehen. Zitternd vor Erregung näherte sie sich dem Hause und bemerkte schon von weitem, daß die Läden im rechten Flügel des ersten Stockes, wo Graf Enea immer wohnte, wenn er in Neapel war, geschlossen waren. Im Hausflur traf sie die Pförtnersfrau, die gerade die Treppe abscheuerte, ein Ereignis, das in Neapel und selbst in den besseren Häusern ein epochemachendes ist. In den anderen kommt es überhaupt nicht vor. Die Pförtnersfrau schien sich demgemäß auch für eine der wichtigsten Persönlichkeiten im Hause zu halten, denn sie sah Severa kaum an und unterbrach ihre Arbeit während des ganzen Gespräches nicht einen Augenblick. Severa war tief verschleiert, aber auch das wäre nicht nötig gewesen, um unerkannt zu bleiben, denn sie war bisher nie in diesem Hause gewesen und deshalb auch niemand von all den Leuten hier bekannt.

„Meine liebe Frau," begann Severa, indem sie nach einer kleinen Münze suchte, mit der sie die Frau umgänglicher zu stimmen dachte, „würden Sie die Güte haben, mir zu sagen, wo ich den Grafen Enea treffen und sprechen könnte?"

Im reinsten Neapolitanisch legte die Frau los. „Bei Peter und Paul, Sie haben wohl den ‚Corriere' gelesen und kommen nun hierher, um zu erfahren, ob alles wahr ist, was in dem Schandblatt steht? Es schreit zum Himmel. Was hat sich so ein Zeitungsschreiber um solche Familiensachen zu kümmern? Hole ihn die Pest und alle seine Verwandten!"

Ein Schmutzfleck auf der Treppenstufe, der ihre Energie momentan in Anspruch nahm, unterbrach diesen erregten Erguß.

Die im Abbruch befindliche Augustusbrücke nebst Interimsbrücke in Dresden. (S. 182)
Nach einer Photographie von Fr. S. Jahn in Dresden.

„Sie irren sich," fuhr Severa höflich fort. „Ich habe den ‚Corriere' nicht gelesen und weiß nicht, was darin steht. Ich bin erst heute nacht in Neapel angekommen und habe notwendig mit dem Grafen Enea zu sprechen. Bitte, sagen Sie mir, wo er ist."

„Ebbene! Er sitzt," erwiderte die Frau, ohne sich umzuschauen.

Severa verstand den neapolitanischen Dialekt sehr wenig. Gleichwohl begriff sie sofort, was die Frau sagen wollte.

Sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe und griff mit der Hand nach dem Treppengeländer, während die Frau ahnungslos weiterscheuerte und dabei erregt fortfuhr: „Madonna vera e vergine! Ich wollte, ich hätte den Redakteur einmal unter den Händen, hier in meinem Waschfaß! O, bei Peter und Paul, er sollte es gut haben. Ist so etwas erhört? Er ist der größte Lump in Neapel, und die Welt weiß, was das heißt. Mein Herr ist ein nobler Cavaliere, der mir noch am letzten Neujahrstag sieben Lire und fünfzig Centesimi geschenkt hat, und bei allen Heiligen im Himmel, nur weil ich eine brave Frau bin. Und dieser Zeitungslump spricht, er hätte seine Frau vergiftet. Ah!"

Es war wieder ein Schmutzfleck da, der diese Erleichterungen der redseligen Frau unterbrach, aber schon nach kurzer Pause begann sie abermals: „Und wie bleich und elend er aussieht, unser guter Herr!"

„Sie haben ihn gesehen?" fragte Severa schwach und kaum hörbar.

„Ja, gestern, als wir die Betten und das andere Zeug in das neue Gefängnis schafften. Das können sie ihm nämlich nicht verwehren, diese verfluchten Pupazzi*). Mein Herr ist ein feiner Mann und hat nicht nötig, sich in die schmierigen Strohsäcke eines königlichen Gefängnisses zu legen. Nicht einmal frische Wäsche haben sie ihm gegeben, diese Lumpenkerle, und als ich die Nachthemden in den Kasten legte, sagte unser guter Herr zu mir: ‚Donna Ersilia,' sagte er, ‚halten Sie zu Hause alles in Ordnung und seien Sie brav und redlich!' Und nicht einmal das sollte er. Der grünröckige Schuft, der dabei stand, dachte schon, wir könnten uns insgeheim verständigen, oder

*) Verächtlicher Schimpfname der Polizisten.

ich könnte wohl gar Briefe oder Geschriebenes in die Nachthemden schmuggeln. Pfui, was hat Gott für Menschen gemacht!"

Severa wußte genug. Ihr war zum Sterben elend, und sie hätte sich in diesem Augenblick am liebsten zur Erde geworfen und geweint und geschrieen. Und die Frau redete in ihrer wortreichen und wenig wählerischen Art immer weiter zu ihr, die sie doch gar nicht kannte. Wenn die Frau schon zu der ersten besten, die da kam und nach der Herrschaft fragte, so redselig war, wie mochte das erst da unten in der volkreichen Stadt zugehen, wo man keine Ursache zu irgend welcher Zurückhaltung hatte!

Severa verließ das Haus. Auf der Straße angekommen, fühlte sie sich so müde und hinfällig, daß sie die erste Droschke, die ihr begegnete, nahm, um nach ihrem Gasthofe zurückzukehren.

Was nun? Was konnte und mußte nun geschehen? Sie war vollständig rat- und hilflos.

Als sie durch das Haustor des Gasthofes ging, stand ein Zeitungsverkäufer dort. Sie kaufte ihm die letzte Nummer des „Corriere di Napoli" ab, mit der sie dann rasch die Treppe hinaufeilte. In ihrem Zimmer faltete sie das Blatt auseinander und suchte in den Spalten nach dem, was die Pförtnersfrau erzählt hatte. Dann las sie mit angehaltenem Atem und totenbleich den ziemlich langen Artikel, in dem der volle Name ihres Mannes und alle seine Verhältnisse, auch seine zweite Heirat, angegeben waren, nur der Name de Mendrisi kam nicht vor. Der Zeitungsschreiber hatte ihn wahrscheinlich nicht gewußt. Alles übrige aber las sich wie eine Verbrecherbiographie. Und diese Figur machte ihr Mann, der Graf di Monteverde, in einer der gelesensten Zeitungen Neapels! Wie mochten erst die Bezeichnungen und Charakteristiken lauten, die im Privatverkehr von Mund zu Mund liefen!

Mit einem lauten Schrei der Entrüstung und der Scham warf sie das Blatt weit von sich und fiel selbst wie vernichtet in einen Sessel; sie weinte ihre bittersten Tränen.

So fand sie ihre Mutter. Auch diese las die Zeitung. Gerade als sie damit zu Ende war, trat der Kellner ein und brachte das Fremdenbuch. Und Frau de Mendrisi schrieb ein: „Josephina de Mendrisi aus Turin mit ihrer Tochter."

Kein Wort mehr. Die „Gräfin di Monteverde" hätte ihnen ein zu unliebsames Aufsehen zugezogen, und ohne ein Wort zu sagen oder Severa auch nur zu fragen, schüttelte Frau de Mendrisi diesen Titel ab.

10.

Die Neapolitaner selbst bezeichnen ihre Stadt als „città morta", als tote Stadt, und wenn auch dem Fremden, der zum ersten Male aus dem ruhigeren Norden nach Neapel kommt, Hören und Sehen vergeht bei dem Lärm, den diese angeblich tote Stadt macht, so hat die Bezeichnung doch eine gewisse Berechtigung. Es liegt über der ganzen Stadt eine trostlose geistige Öde, ein kultureller Verfall, von dem das Gesellschaftsleben ebenso wie Kunst, Wissenschaft und alle fortschrittlichen Bestrebungen betroffen werden. Wer an verfeinerte Theater- und Kunstgenüsse gewöhnt ist, ein anregendes Gesellschaftsleben erwartet oder den und jenen fortschrittlichen Ideen huldigt, wird sehr bald von Neapel und von den Neapolitanern enttäuscht sein, sich entweder langweilen oder ebenfalls in die indolente Bummelei verfallen, der hier alles huldigt.

Diesen Umstand machte sich Frau de Mendrisi zu nutze, um ihrer Tochter schon nach kurzem Aufenthalt vorzuschlagen, wieder nach Turin zurückzukehren. Dazu kam noch, daß sich auch in Neapel der Winter einstellte, und wenn man auch keinen Frost und Schnee hatte, so gibt es doch Tage, wenn der Schirokko über die Stadt fegt und mit seiner schweren, bleiernen Atmosphäre alles in trübseligen Regen und grauen Schmutz hüllt, wo man die nachlässig gehaltenen Wohnungen, in denen kein Fenster und keine Tür richtig schließt, und man dem Zug und der Kälte mehr ausgesetzt ist als im Norden, sehr unangenehm empfindet.

Severa war krank. Die ewigen Aufregungen, die seelische Marter hatten ihre Nerven zerrüttet und sie in einen Zustand versetzt, der sie oft tagelang an das Zimmer und an das Bett fesselte. Gleichwohl stemmte sie sich mit aller Kraft und Entschiedenheit gegen die Absicht ihrer Mutter, nach Turin zurückzufahren. Sie hatte sich heimlich mit einem Advokaten in Verbindung gesetzt, der ihr eine Unterredung mit ihrem Gatten verschaffen sollte. Leider war sie dabei übel



König Tschulalongkorn von Siam. (S. 182)

angekommen, nämlich an einen ganz besonderen Halunken, der sie nicht einmal darüber aufklärte, daß ihr Begehren jetzt unmöglich sei und auf keine Weise erfüllt werden könne, sondern sie durch Versprechungen hinzuhalten und zu täuschen suchte, um immer neue Vorschüsse aus ihr herauszupressen.

Severa besaß eben gar keine Lebenserfahrung. Sie war noch ein Kind und zu dem Kampfe, der ihr bevorstand, sehr schlecht ausgerüstet.

Nur ihr Wille war fest, und wenn auch ihre Mutter fast täglich auf sie einredete und sie zur Abreise zu bewegen suchte, da ja ihre Anwesenheit in Neapel auf den Gang der Ereignisse keinen Einfluß habe und sie sich hier nur peinlichen Szenen, Schmach und Schande aussetzten, so blieb Severa ihrem Vorsatz doch treu, in der Nähe ihres Gatten zu bleiben, und wenn sie darüber sterben müßte.

— — — — — — — — — — —

So waren fast zwei Monate vergangen — Severa wohnte mit ihrer Mutter noch immer im Hotel Bristol auf dem Corso Vittorio Emanuele — als die Bemühungen des Advokaten einen unerwarteten Erfolg hatten. Dieser Herr hatte unter dem Druck Severas endlich wirklich eine Eingabe an die Staatsanwaltschaft gemacht, in der er für seine Klientin eine Unterredung mit ihrem Gatten erbat, obgleich er wußte, daß diese Eingabe keinen Zweck hatte. Aber auf diese Weise hatte Doktor Gherardi, der regelmäßig mit Geminiani verkehrte, erfahren, daß Severa in Neapel sei, und wo sie wohne.

Schon am nächsten Morgen stellte er sich im Gasthofe ein. „Ist Frau Gräfin di Monteverde zu sprechen?" fragte er den Portier.

„Es wohnt keine solche Gräfin in unserem Hause," antwortete dieser.

„Aber —" begann der Arzt von neuem, besann sich indessen und fuhr fort: „Ah, richtig, ich habe den Namen verwechselt. Ich meinte Frau de Mendrisi."

„Im zweiten Stock links," entgegnete der Portier, und Gherardi begab sich in das bezeichnete Stockwerk, wo ihn Frau de Mendrisi in dem gemeinschaftlichen Salon empfing.

„Nehmen Sie gefälligst Platz, Herr Doktor," sagte Frau de Mendrisi nach einer ziemlich zeremoniellen Begrüßung höflich und gemessen, „es freut mich, daß Sie uns auch in so trauriger Zeit nicht ganz vergessen haben."

„O, gnädige Frau, ich hätte Ihnen gewiß längst schon meinen Besuch gemacht und nachgefragt, ob ich Ihnen in irgend etwas gefällig sein kann, leider habe ich aber erst durch meinen Freund, den Advokaten Candido Rossi, erfahren, daß Sie in Neapel sind."

„Candido Rossi?" fragte Frau de Mendrisi. „Wer ist das? Den kennen wir ja gar nicht."

„Hm, ich glaube doch. Hat er nicht im Namen Ihrer Tochter, der Frau Gräfin, ein Gesuch an die Staatsanwaltschaft eingereicht?"

„So so, das kann sein. Vermutlich wünscht sie den Herrn Grafen di Monteverde zu sprechen."

Doktor Gherardi beobachtete bei dieser Gelegenheit Frau de Mendrisi genau, und es entging ihm nicht, daß diese höchst betreten war. Ihre ganze Art und Weise, auch der Umstand, daß sie von Severa offenbar nicht über die Vorgänge mit dem Advokaten Rossi unterrichtet worden war, ließen darauf schließen, daß sie sich gern von dem Gatten ihrer Tochter losgesagt hätte. Das gefiel dem Arzt sehr, und er verbreitete sich mit einer ziemlich angeregten Weitläufigkeit über den Fall des Grafen Enea.

„Sie glauben nicht, wie peinlich uns allen diese Angelegenheit ist," sagte er teilnahmvoll, „und wie unablässig wir — ich meine die näheren Bekannten und Freunde des Grafen Enea — bemüht waren, sie im Keime zu erdrücken. Ich war ganz trostlos, als ich zuerst davon hörte, und Tag und Nacht bemüht, einen für Graf Enea günstigen Ausweg zu finden."

„Ich bin davon überzeugt, Herr Doktor."

„Leider führten alle Anstrengungen zu keinem Erfolg. Es ließ sich nicht hindern, daß der Prozeß aufgenommen wurde, und nun wohl auch bis zum Ende durchgeführt werden wird."

„Und was ist Ihre persönliche Meinung von der Schuld oder Unschuld des Herrn Grafen di Monteverde?"

„O, gnädige Frau, ich stehe der ganzen Angelegenheit persönlich viel zu fern, um eine eigene Meinung in dieser Hinsicht zu haben; nach dem, was mir aber von verschiedenen Seiten mitgeteilt worden ist, möchte ich fast glauben, daß Graf Enea —"

„Bitte, sprechen Sie nur ungescheut zu Ende!" drängte Frau de Mendrisi.

Doktor Gherardi machte eine kleine Pause, zuckte leicht mit den Schultern und fuhr dann mit einem eigentümlichen, verständnisinnigen

Blick fort: „Wie Sie befehlen, gnädige Frau. — Ich glaube also, daß Herr Graf di Monteverde einen schweren Stand haben wird. Sein Fall ist so typisch für gewisse neapolitanische Kreise, daß man unwillkürlich von anderen Fällen auf seinen schließt, das Vergehen, dessen man ihn anklagt, präsentiert sich bei der eigentümlichen Beschaffenheit des neapolitanischen Gewissens als so — selbstverständlich, daß man sehr rasch mit einer Verurteilung bei der Hand sein wird, wenn er nicht schlagende Beweise für seine Unschuld bereit hat."



Die Reise des Wiener Männergesangvereins nach Amerika: Aufenthalt des ersten Sonderzuges auf der Station Selztal. (S. 182)
Nach einer Photographie von H. Schuhmann in Wien.

Frau de Mendrisi war offenbar derselben Meinung wie Gherardi und schien von der Schuldlosigkeit des Grafen keineswegs überzeugt. „Ich wäre schon längst fort, dessen versichere ich Sie, wenn nicht Severa darauf bestände, in Neapel zu bleiben," entgegnete sie heftig.

„Es versteht sich, daß Severa es für ihre Pflicht erachtet, hier zu bleiben. Ich fürchte nur, daß ihr oder ihrem Herrn Gemahl dieses Pflichtbewußtsein keinen Nutzen bringt, und daß sie früher oder später schweren Enttäuschungen ausgesetzt sein wird."

„Natürlich. Das habe ich ihr ja auch schon alles gesagt, und ich wünschte nur, daß sie es einmal von einem anderen, in die Sache Eingeweihten, hören könnte, um sich zu überzeugen."

„Aber, gnädige Frau, nichts würde mir erwünschter sein, als gelegentlich einmal mit Ihrer Frau Tochter darüber zu reden. Wo ist sie denn? Ist sie ausgegangen?"

„Nein, nein. Sie ist nicht wohl."

„Das tut mir sehr leid. Wenn sie vielleicht meiner Hilfe bedürfen sollte —"

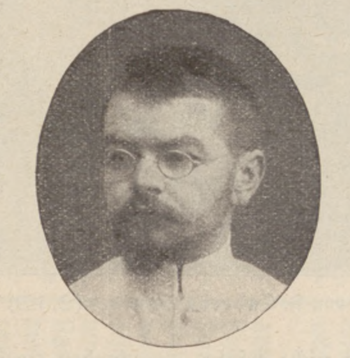
„O nein, so schlimm ist es nicht. Die Aufregungen, die Sorge und der Kummer haben sie angegriffen. Aber da kann kein Arzt helfen."

„Natürlich nicht. Ich halte es freilich auch für geboten, daß sich die Frau Gräfin während der bevorstehenden Verhandlungen von Neapel entfernt. Aber ich glaube, wenn ich ihr das vorschlagen würde, so würde sie gerade das Gegenteil davon tun."

„Weshalb denn?"

„Gnädige Frau, Sie wissen, welche große Hochachtung und Verehrung ich für Ihre Frau Tochter hege, aber — ich habe es leider mit ihr verdorben. Meine Teilnahme, mein Interesse an ihr hat sie verletzt, mich wohl gar bei ihr verhaßt gemacht."

„Aber ich begreife nicht —"



Dr. Walter Volz †. (S. 182)

„Sie kann mir nicht verzeihen, daß ich sie — wahrhaftig aus den ehrlichsten Gefühlen für sie — vor dem gewarnt habe, was nun eingetroffen ist."

„Wie? Sie hätten schon vor ihrer Hochzeit mit diesem Grafen —"

„Ich sagte ihr damals schon in Sorrent, was ihr zu sagen mir meine Pflicht gebot. Noch vor ihrer Verlobung mit dem Grafen Enea hielt ich es für nötig, ihr die Gerüchte mitzuteilen, die über ihn umliefen. Sie sehen den Erfolg meiner Warnung und werden es begreiflich finden, daß ich künftig mit ähnlichen Ratschlägen vorsichtiger sein werde. Frau Gräfin Severa kann mir nicht vergeben, daß ich damals recht hatte."

Frau de Mendrisi sah nachdenklich zum Fenster hinaus, dann sagte sie nach einer kleinen Pause rasch: „Sie hätten es lieber mir sagen sollen. Dann wäre vermutlich alles anders geworden."

Der Arzt erhob sich. Er schien es für ratsam zu halten, seinen Besuch nicht zu lange auszudehnen, und verabschiedete sich mit der Versicherung, daß er augenblicklich Mitteilung machen würde, wenn sich in den Angelegenheiten des Grafen Enea irgend etwas Besonderes ereignen sollte.

„Im übrigen, Frau de Mendrisi," schloß er mit einer höflichen Verbeugung, „wollen Sie sich meiner stets als eines Freundes erinnern, der zu jeder Zeit und in jeder Sache zu Ihrer Verfügung ist."

Frau de Mendrisi konnte nicht umhin, ihm zu danken, und hatte überhaupt den besten Eindruck von ihm. Sie begriff Severa nicht, daß sie die Warnungen eines solchen Mannes leichtfertig in den Wind geschlagen und selbst zu ihr nichts davon gesagt hatte. Hatte sie der Grafentitel so sehr bestochen, hatte sie die Liebe so stark irregeführt? — —

Einige Tage später war Doktor Gherardi wieder im Hotel Bristol. Er hatte gehofft, Severa diesmal zu sprechen, aber sie ließ sich nicht sehen. Dagegen empfing ihn ihre Mutter sehr freundlich und brachte den Mitteilungen, die er ihr machte, viele Aufmerksamkeit entgegen.

Unter anderem erzählte Doktor Gherardi, daß die Hauptverhandlung gegen den Grafen Enea auf den zweiten Februar festgesetzt worden sei. Frau de Mendrisi war außer sich darüber, denn sie hatte im stillen die Hoffnung noch immer nicht aufgegeben, daß es so weit überhaupt nicht kommen werde. Gherardi suchte sie damit zu trösten, daß ja noch immer eine Freisprechung erfolgen könne. Graf Enea habe einen der tüchtigsten Anwälte gewonnen, und so sei noch nicht alle Hoffnung aufzugeben.

Aber Frau de Mendrisi wurde mit Doktor Gherardi doch einig darin, daß es besser sei, Severa in ihrem leidenden Zustand keine Mitteilung über diese neue Phase des Prozesses zu machen, die ihr ja doch nur neue Angst und Sorge bereiten müsse, ohne daß sie etwas in der Sache tun könne.

Überhaupt wurde das Einvernehmen zwischen Gherardi und Frau de Mendrisi durch diese Besuche immer besser und vertraulicher, und zwar schloß sich Frau de Mendrisi immer mehr an den Arzt an, je weniger sie mit Severa zufrieden war. Gherardi erzählte ihr in seiner mitteilsamen, ausführlichen Art allerlei Geschichten, die mit dem Prozeß gegen den Grafen Enea im Zusammenhang standen, und bei dieser Gelegenheit wurde auch der Fall einer Ehescheidung erörtert, wenn Graf Enea verurteilt werden sollte. Gherardi wußte in dieser Beziehung außerordentlich gut Bescheid, als ob er besondere Studien darauf verwandt hätte. Als Italienerin würde Severa, wie er ausführte, nie eine definitive Ehescheidung erreichen, selbst wenn ihr Gatte

eine entehrende Strafe erleiden müsse; aber vor einigen Jahren sei in seinem — des Arztes — Bekanntenkreise der Fall vorgekommen, daß eine Frau in ähnlicher Lage, um die Scheidung ihrer Ehe durchzusetzen, im Kanton Genf in der Schweiz Bürgerin geworden sei, worauf sie sofort geschieden wurde.

„Nun,“ meinte Frau de Mendrisi begütigend, „hoffen wir, daß es nicht so weit kommt.“

„Hoffen wir es, hoffen wir es,“ pflichtete ihr Gherardi bei, aber diese beiderseitige Hoffnung hinderte sie nicht, sich in sehr eingehender Weise über den Fall zu unterhalten und ihn nach allen Richtungen hin durchzusprechen.

Und Severa hörte im Nebenzimmer fast Wort für Wort der Unterhaltung an. Bei der wohlwollenden Zärtlichkeit, mit der ihre Mutter mit dem Arzt ihr Wohl und Wehe besprach, drückte sie Santina, die sie gerade in den Armen hielt, in wildem Weh fester an ihre Brust und erstickte ihre Seufzer und ihr Stöhnen in zahllosen Küssen, die sie dem ahnungslosen Kinde gab. Was ihre Mutter ihr prophezeit, schien sich mit einer grausamen Pünktlichkeit zu erfüllen — sie stand im Glauben an ihren Gatten, im Kampf um Ruf und Ehre mit der Welt allein! Allein, mit einem armen, hilflosen Kinde im Arm, über dessen ehrlichen Namen die Welt soeben zu Gericht saß.

„Was auch kommen mag, verlaß Santina nicht! Nimm Dich ihrer an und sei ihr Vater und Mutter!“ So stand in dem Abschiedsbrief ihres Mannes. Sie hätte nicht nur eine ehrlose, sondern auch eine gefühllose, hartherzige Frau sein müssen, wenn sie dieser Anrufung ihres Frauengemüts nicht mit ganzer Kraft der Seele hätte nachkommen wollen.

Sie konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß Gherardi in dem Prozeß gegen ihren Mann eine zweifelhafte Rolle spiele. Eben deshalb wollte sie ja mit ihrem Mann so gern sprechen, um von ihm zu erfahren, ob diesem Verdacht — denn mehr war es ja bisher nicht — irgend ein Umstand zu Grunde gelegt werden könne, und deshalb zermarterte sie sich auch den Kopf, wie sie diese Unterredung herbeiführen könne.

Nächst diesem Bestreben war es Santina, die ihre ganze Sorge in Anspruch nahm. Diese Kindesseele wenigstens wollte Severa rein und ungetrübt in all dem Jammer erhalten. Santina wußte von nichts und sollte auch von nichts erfahren. Für das Kind war Graf Enea verreist, und wenn es nach ihm weinte, was in letzterer Zeit aber immer seltener vorkam, offenbar weil Santina ihren Vater allmählich vergaß, wie das in so früher Jugend meist der Fall ist, so tröstete Severa es damit, daß er bald zurückkommen werde. In dieser Hinsicht war Severa von einer peinlichen Gewissenhaftigkeit. Sie hatte die Bonne Santinas entlassen, lediglich aus Angst, Santina könne durch diese irgend etwas erfahren, was mit dem Prozeß ihres Vaters zusammenhing. Sie ließ sich die kleinen Dienste um Santina nicht verdrießen, nur um sicher zu sein, daß Santina nicht erfuhr, was ihre Seele verderben, ihren Frieden stören könne.

Was sich für Severa daraus für eine fürchterliche Aufgabe entwickeln konnte, daran dachte sie wohl zu dieser Zeit noch nicht. Vorläufig hütete sie die Seele des Kindes vor diesem Unglück wie ein ihr anvertrautes unschätzbares Kleinod, treu und unbekümmert um alles, was sich daraus ergeben konnte.

Seit diesem Tage betrieb aber Severa auch ihre Bemühungen um eine Unterredung mit ihrem Gemahl noch eifriger als bisher, und Herr Rossi fuhr fort, sie von einem Tag zum anderen zu vertrösten. So verging die Zeit, ohne daß sie diese Unterredung erreichen konnte, und der fürchterliche zweite Februar, der die Entscheidung über Wohl und Wehe dreier Menschen bringen sollte, brach an.

Anfänglich war Severa entschlossen, sich durch nichts abhalten zu lassen, der Verhandlung beizuwohnen. Sie hatte sich deshalb auch ihrer Mutter gegenüber nichts davon merken lassen, daß und auf welche Weise ihr der Verhandlungstag bekannt geworden war, um nötigenfalls heimlich und allein zu dieser Gerichtssitzung gehen zu können. Je näher aber der Tag kam, um so nutzloser, um so schrecklicher und unmöglicher fand sie ihr Unternehmen. Was sollte sie dort? Für sie war ja die Sache schon entschieden, auch ohne den sonderbaren Apparat, den man die Gerechtigkeit nennt. Sie hatte ja nicht den geringsten Einfluß auf den Gang der Sache, und ein Wiedersehen mit ihrem Gatten unter solchen Umständen war für beide nur eine Qual, eine Schmach fürs ganze Leben. Und dann hätte sie Santina allein lassen müssen, gerade an dem Tag, an dem die Gefahr am größten war, denn man würde vermutlich an diesem Tag wieder allerorts von der Angelegenheit sprechen. Die Leute auf der Straße würden sich davon unterhalten, die Zeitungsjungen würden die pikante Neuigkeit in ihrer rohen, überlauten Weise in der ganzen Stadt ausbrüllen, um Käufer für ihre Blätter anzulocken. Severa zitterte, wenn sie nur daran dachte, und fühlte, daß es unmöglich sei, ihr Vorhaben auszuführen. Sie mußte bei Santina bleiben, hier war ihr Platz, hier war sie nötig und unentbehrlich, dort nicht.

„So viel steht fest,“ erklärte ihr ihre Mutter ziemlich energisch, „ich bleibe keine Stunde mehr hier, wenn er nicht freigesprochen wird.“

Sie erwiderte nichts. Sie saß am Fenster, hatte Santina auf dem Schoß und schaute hinunter über die Stadt und den Golf, auf dem die in der hellstrahlenden, glitzernden Sonne weißleuchtenden Segel glitten. Es war ein herrlicher Tag, weich und lind wehte die Luft vom Vomero herunter und bewegte die langen grünen Arme der Palmen im Hotelgarten. Die Mandarinen und Orangen leuchteten in goldiger Reife aus dem dunkelgrünen Laub der Bäume, die Mandeln setzten bereits wieder Blüten an, zartrosa, weiß oder dunkelrot, ein Frühlingstag, wie ihn so duftig und zart nur das glückliche Klima am Golf von Neapel bietet. Müde und träge hauchte der Vesuv seine gelblichen Schwefelwolken in den azurblauen, wolkenlosen Himmel, und weit in nebelblauer Ferne schimmerte die immergrüne Küste des schönen Sorrent und das

Wollen Sie uns nicht auch malen? Nach einem Gemälde von F. Cabrera Canto. (S. 182)



Ein Kasperltheater in der Mandschurei. (S. 182)

romantische und malerische Bergeiland von Capri.

Wie war es nur möglich, daß in einer so glücklichen Natur, in einem so herrlichen Lande die Menschenschicksale einer erbarmungswürdigen Hilflosigkeit, einer so erschütternden Tragik verfielen? Warum mußten Roheit, Unbildung und ihr ganzes Gefolge von Eitelkeit, Verleumdung, Niedertracht und Aberglaube sich gerade ein solches Paradies als Schauplatz ihrer Tätigkeit aussuchen?

Starke Lichter werfen tiefe Schatten. Severa wandte die feuchten, bangen Blicke von all diesen Herrlichkeiten der Natur ab und suchte mit den Augen in dem weißlichgrauen Häusermeer des alten Neapel einen großen, palastartigen Bau mit massigen, dunklen Mauern und kleinen altertümlichen Fenstern — das Gerichtsgebäude, in dem just in diesem Augenblicke sich eine solche Tragödie abspielte. Nur ergriff sie diese mehr und erschütterte sie heftiger als die alltäglichen dieser unseligen Stadt, weil der Held dieser Tragödie ihr Gatte war.

Und es wurde dort nicht nur das Glück und die Ehre des Grafen di Monteverde verhandelt, es ging auch um ihr Glück und ihre

Illustrierte Rundschau.

Illustrierte Rundschau.

Die alte **Augustusbrücke** in **Dresden**, die in einer Länge von 402 Meter die Elbe überspannt und zu den Hauptverkehrsadern der sächsischen Hauptstadt gehört, ist jetzt dem Abbruch verfallen, da die noch aus dem 13. Jahrhundert stammenden Fundamente nicht mehr genug Zuverlässigkeit besitzen, um starken Hochfluten und schweren Eisgängen fernerhin standzuhalten. Um keine Verkehrsstörung aufkommen zu lassen, ist man zur Errichtung einer **Interimsbrücke** geschritten, deren erstes Stück bereits fertig und in Gebrauch genommen ist. — Zum zweiten Male stattet gegenwärtig **König Paramindr Maha Tschulalongkorn von Siam** Europa einen Besuch ab. Der erste fiel in das Jahr 1897. Der europäisch gebildete Monarch ist in Bangkok am 20. September 1853 geboren und regiert seit 1868. Er war stets bestrebt, sein 6 Millionen Einwohner zählendes hinterindisches Reich auf der Bahn moderner Zivilisation vorwärts zu bringen, ohne der alten buddhistischen Kultur Gewalt anzutun. Siam besitzt infolgedessen ein wohlgeordnetes Münz-, Post- und Telegraphenwesen. — Der rühmlichst bekannte **Wiener Männergesangverein** hat eine Reise nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika angetreten, um für das deutsche Lied bei den Stammesbrüdern drüben neue Freunde und Verehrer zu gewinnen. Die Sänger wurden in zwei Sonderzügen vom Wiener Westbahnhofe nach Genua befördert und überall, wo die Züge auf österreichischem Boden hielten — in Amstetten, Waidhofen, **Selztal**, Glandorf, Villach — feierlich begrüßt. In Genua nahm sie der Hamburg-Amerikadampfer „Ozeana" an Bord. — In den Kämpfen, die unlängst im Hinterland der afrikanischen Negerrepublik Liberia zwischen den Franzosen und aufständischen Eingeborenen ausgefochten wurden, ist der junge schweizerische Gelehrte **Dr. Walter Volz** von den französischen Truppen bei dem Sturm auf das Dorf Boussedou im Beylaland versehentlich erschossen worden. Volz war 1875 zu Aarberg im Kanton Bern geboren und wirkte mit Unterstützung der Schweizerischen Geographischen Gesellschaft seit 1906 an der Erforschung des Hinterlandes der Negerrepublik Liberia.

Wollen Sie uns nicht auch malen?

(Mit Bild auf Seite 180.)

Die Herrschaft aus der Stadt ist wieder zu ihrem Sommeraufenthalt auf dem Gut eingekehrt. Schon am nächsten Morgen unternehmen die beiden Töchter des Hauses mit einer Freundin, die sie aus ihrem städtischen Wohnort mit herausgebracht haben, einen Spaziergang in dem ausgedehnten Garten. Ganz hinten am Zaun finden sie den alten, spaßigen Gärtner. Er malt — das heißt, er ist damit beschäftigt, den Gießkannen ein neues glänzendes Äußere zu verleihen. Bei diesem Anblick durchzuckt die Mädchen ein neckischer Gedanke. Im Augenblick haben sie den Alten umringt und fragen: „Wollen Sie uns nicht auch malen? Hübsch genug sind wir ja dazu!" worüber der Alte nicht wenig belustigt lacht.

Ein Kasperletheater in der Mandschurei.

(Mit Bild auf Seite 181.)

So alt die Puppenspiele sind, so verbreitet sind sie auch. In der Türkei, in Nordchina und in der dazu gehörigen Mandschurei sind Puppenspiele ebenso bekannt und beliebt wie bei uns das Kasperletheater auf den Jahrmärkten. Ja das Puppenspiel, das in allen großen und kleinen Städten der Mandschurei auf offenem Marktestets eine große Anzahl lachlustiger Zuschauer um sich versammelt, gleicht unserem Kasperletheater sogar in allen wesentlichen Stücken, nur haben die Puppen mongolischen Gesichtsschnitt und sind nach der Landestracht gekleidet. Das tragbare Theater ist an einem Pfahl befestigt. Neben ihm steht der Puppenspieler und lenkt die Puppen an Schnüren. Bei Beginn der Vorstellung werden die Zuschauer durch das Gong herbeigerufen. Den Inhalt der Vorführungen bilden scherzhafte Vorkommnisse, bei denen es nicht an häufigem Dreinschlagen und derben Witzen fehlt.

Gebrochenes Herz.

Novellette aus der vornehmen Welt.

Von **E. Fahrow.**

Zwei Jahre lang liebte sie ihn nun schon und wartete auf ihn wie auf das Heil ihres Lebens. Und immer noch umsonst. Arme Sigrid!

Mein Gott, ja — sie wußte es, daß sie nicht so verführerisch war wie Anita und Gretchen und die sanfte, gescheitelte, raffinierte Maria. Denn jene hatten alle das gewisse Etwas, das die Herren anzog, das Prickelnde, Reizvolle, das ihr eben fehlte.

Aber schön war sie doch auch, das sagten ihr nicht nur die schmeichelnden jungen Attachés und Offiziere, sondern auch ihr eigener Spiegel, der ihr dunkles, ein wenig melancholisches Gesicht und ihre volle, ebenmäßige Gestalt zurückwarf.

Ja, sie liebte ihn, den „schönen Gregor", der leider, leider nicht nur schön, sondern auch so ungeheuer reich war, daß er im diplomatischen Korps nur der „Nabob" hieß.

Wie leid tat Sigrid dieser Umstand! Denn ihr Vater, der Baron Olufsen, der Gesandte am Hofe zu H., war durchaus kein Krösus. Und Gregor wurde so bodenlos verwöhnt von allen jungen Damen der Gesellschaft, daß er es schon längst wissen mußte: nicht nur seine Person, sondern vor allem seine Millionen waren das begehrte Ziel all dieser Schönen.

Freilich, wenn er in den Ballsaal trat, alle anderen fast um Hauptеslänge überragend, und in seiner schlanken Schönheit, mit dem sonnigen Lächeln unter dem schwarzen Bärtchen die Runde machte, dann zitterten viele Herzen nur ihm und seinem Ich entgegen.

Auch Sigrid erbebte jedesmal, wenn er sie begrüßte. Und verwirrt schlug sie die samtschwarzen Augen zu Boden, wenn er den ruhigen, immer ein wenig hochmütigen Blick auf sie heftete.

Anita und Gretchen, die beiden Töchter des deutschen und des spanischen Gesandten, benahmen sich ganz anders. Sie erwiderten die blitzende Augensprache Gregors, lachten mit ihm und verhehlten nicht das Entzücken, das sie über seine Gegenwart empfanden.

Anders Gräfin Maria, die schöne Österreicherin mit dem aschblonden Wellenscheitel.

Sie schien der bezwingenden Macht Gregors zu widerstehen, blieb kühl und ruhig bei seinen Huldigungen und lockte ihn dadurch immer weiter an.

Das war vielleicht gerade das, was sie wollte; niemand durchschaute diese sanfte Gräfin, am allerwenigsten ihre Altersgenossinnen und Rivalinnen.

Gregor war rettungslos verliebt in die blonde Madonnenschönheit, und er machte ihr den Hof — nicht gerade auffallend, aber doch deutlich genug für die, welcher es galt.

Sigrid sah es wohl; aber sie hatte den schönen Frauenhelden so oft den Hof machen, so oft sein „Herz verlieren" und es ihn nach einigen Wochen wiederfinden sehen, daß sie sich nicht besonders beunruhigte. —

Baron Olufsen fragte zu dieser Zeit einen berühmten Professor um Rat wegen der zunehmenden Blässe und Zartheit seiner Tochter. Nach erfolgter Untersuchung sagte der alte Herr, es läge nichts Beängstigendes vor; Fräulein Sigrid habe ein wenig Herzneurose. Es sei dabei nichts weiter nötig, als sie vor großen Aufregungen und schwerem Kummer zu hüten.

Sigrid lächelte.

Sie allein wußte ja, welche vergebliche Sehnsucht, welcher tiefe Kummer ihr Herz beschwerte!

— — — — — — — — — — —

Gräfin Maria stand auf der Terrasse im Park des Botschafterhotels und blickte einem Reiter nach, der jenseits der Umfassungsmauer vorübergesprengt war und zu ihr hinübergegrüßt hatte.

Das war Fürst Suronoff, der stolze Suronoff, der königliches Blut in seinen Adern hatte.

„Dieser also soll's sein!" murmelte Maria, während ein listiger und entschlossener Zug sich um ihre feinen Lippen legte.

Gleich darauf trat aus der Glastür, die zum Speisesaal führte, Gregor heraus.

„Ich wollte mich verabschieden, Komtesse," sagte er, „schon wieder bin ich der letzte von all den Gästen Ihres Herrn Vaters."

„Wirklich?" sagte sie mit einem berückenden Augenaufschlag.

„Ich kann mich eben nie von Ihrem Hause trennen. Werde ich Sie heute abend im Theater sehen, Komtesse?"

„Schwerlich; wir erwarten Gäste zum Abend . . . Fürst Suronoff kommt mit seiner Mutter."

Gregor biß die weißen Zähne zusammen, und aus seinen dunklen Augen schoß ein Blitz der Leidenschaft.

Seine sonst so ruhige, warme Stimme klang gereizt, als er fragte: „Sie bevorzugen diesen Fürsten sehr. Ist Ihnen seine Gesellschaft wirklich so angenehm?"

Sie lächelte ihr bezauberndes Mädchenlächeln. „Mein Gott, weshalb sollte ich unliebenswürdig zu ihm sein? Man wird alt, sehen Sie, und fängt an, die ‚ernsthaften Leute' zu beachten."

„Maria! Machen Sie mich nicht wild! Wenn Sie mit Ihren zwanzig Jahren den fünfundvierzigjährigen Fürsten ‚beachten', so heißt das: Sie denken daran, ihn womöglich zu heiraten. — Aber damit töten Sie mich, Maria! Ich bitte, ich beschwöre Sie, hören Sie mich nur eine Minute an — Sie sind mir stets ausgewichen, wenn ich Sie allein sprechen wollte. Aber ich halte Sie

jetzt fest — sehen Sie — so — bei Ihren Händchen — und bitte Sie, nehmen Sie mich zum Gatten, machen Sie mich selig, indem Sie mein werden . . .!"

Aber Maria hatte mit einer glatten Bewegung ihre Hände aus den seinen gezogen und trat einen Schritt zurück. „Nein!" sagte sie kühl und hart.

Gregor erblaßte bis in die Lippen.

Das hatte er nicht erwartet. Er, der noch nie um ein Mädchen geworben, dem sie alle so bereitwillig entgegenkamen — er wurde abgewiesen? Und er liebte dieses blonde Geschöpf! Er liebte sie wirklich.

„Warum?" stieß er heiser heraus.

„Weil ich Sie nicht liebe!" sagte Komtesse Maria. Und mit ihrer graziösen Langsamkeit schritt sie auf die Glastür zu, hinter der sie nun verschwand.

Daß dieses ganze Gespräch von ihrer Hausdame mitangehört worden war, die unterhalb der Terrasse in einem Bambussessel Siesta hielt, das wußte Maria. Und sie wußte auch, daß nun die ganze Stadt von diesem glänzenden Antrag erfahren würde.

„Er wird nicht daran sterben," dachte sie. Den schönen, den großen Gregor abgewiesen zu haben, das war ein Triumph, der ihr wie Balsam über die eitle Seele floß. — —

Gregor stürzte aus dem Palais fort, außer sich, blindwütend, vor Schmerz rasend.

„Dieses herzlose, kokette Weib!" dachte er. „Sie soll es sehen, daß ich nicht vor Verzweiflung umkomme, daß ich mich zu trösten weiß!"

— — — — — — — — — — — —

Eine Stunde später stand er vor dem Baron Olussen und hielt um die Hand von Fräulein Sigrid an. Und noch eine Stunde später hielt er seine holdselige, errötende Braut im Arm, die vermeinte, der Himmel selbst habe sich vor ihr aufgetan.

Ja, Sigrid war überselig.

Gregor hatte um sie geworben, Gregor war ihr Verlobter, in sechs Wochen würde sie Gregors Weib sein!

Sie fragte sich nicht, w a r u m er ihre Hand erbeten hatte. Mein Gott, das war doch so selbstverständlich!

Weil er ihr gut war, natürlich, und weil er ihre Gesellschaft sein ganzes Leben lang zu haben wünschte! —

Und er war so gut, so aufmerksam zu ihr! Er überschüttete sie mit königlichen Juwelen, daß sie sich fast schämte, sie anzunehmen. Und alle Welt, ja ausnahmslos die ganze weibliche Welt von H. beneidete sie.

— — — — — — — — — — — —

Komtesse Maria war verreist.

Sie hatte sich an demselben Tage wie Sigrid verlobt — Fürst Suronoff und seine betagte Mutter hatten sie sogleich nach Petersburg mitgenommen.

Gregor knirschte mit den Zähnen, als er es hörte. Um dieses Kahlkopfes willen also hatte sie ihn ausgeschlagen, hatte mit ihm selbst nur gespielt und ihm diese nie zu verwindende Niederlage bereitet! Weil sie eine Fürstenkrone tragen wollte! — O, und wie sehr hatte er sie geliebt!

Im Vergleich mit Marias zarter Schönheit, mit ihrem feinen Geist erschien ihm Sigrid plump und gewöhnlich. Aber es rührte ihn, ihre Liebe zu sehen. Er ließ sich von dieser demütigen, hingebenden Liebe streicheln und trösten, nicht viel anders wie ein großes Kind.

Dann kam der Hochzeitstag, und Sigrid meinte nun für ewig in den Hafen des irdischen Paradieses eingelaufen zu sein.

Die Flitterwochen waren wolkenlos.

Gräfin Maria kehrte aus Rußland zurück — unvermählt.

Sie hatte ihre Verlobung mit Suronoff wieder aufgelöst, weil es sich herausgestellt hatte, daß er nicht fünfundvierzig, sondern fünfundfünfzig Jahre alt war . . .

Sie lächelte, als Anita und Gretchen ihr von dem „glücklichen jungen Paar" erzählten. Sie fragte auch wie zufällig nach dem Datum der Verlobung und sagte dann: „Ach, der sechste Juni? Wie drollig — an demselben Tage hatte ja der schöne Gregor um m i c h angehalten!"

Das war eine Sensation für die Damen! Flugs fanden sich zwei, welche hingingen und Sigrid wie einen guten Witz diese Neuigkeit erzählten.

Sigrid sagte ganz einfach, das sei ein Irrtum. Sie glaubte es auch wirklich nicht.

Als Gregor nach Hause kam, sagte sie ihm lächelnd in Gegenwart einiger Verwandten: „Denke dir, Gregor, was für ungereimtes Zeug man mir heute erzählte: du sollst am sechsten Juni — an unserem eigenen Verlobungstage — um Gräfin Maria angehalten haben!"

Gregor wurde dunkelrot vor Ärger. „Wer hat das gesagt?"

„O, Anita meinte, daß die Komtesse selbst es erzählt habe. Aber natürlich hat sie wie immer Unsinn geschwatzt."

Gregor wandte sich brüsk ab und verließ das Zimmer.

„Er küßt dich nicht, wenn er nach Haus kommt?" fragte neugierig die Cousine, die anwesend war.

„Er ist nie zärtlich in Gegenwart anderer," sagte Sigrid. Sie war ja so bescheiden und selbstlos.

Aber daß er auch, war er allein mit ihr, nicht zärtlich war, das verschwieg sie.

Sie wußte es nun schon, er l i e ß sich nur lieben; ja, hie und da hatte er ihre Zärtlichkeiten bereits zurückgewiesen — unmerklich fast, aber doch fühlbar. —

Am Abend dieses Tages fuhr das junge Paar in die Oper. Sigrid trug die märchenhaften Brillanten und Perlen, welche ihr so viele giftige Neiderinnen verschafft hatten. Aufrecht und gelassen wie stets saß sie an der Logenbrüstung — ihr gegenüber in einer anderen Loge Komtesse Maria mit ihrem Vater.

Gregor fühlte in seinem Herzen eine namenlose Bitterkeit aufsteigen, als er dort drüben das geliebte Idol seines Herzens — und hier dicht vor sich seine Frau sah, die er nicht liebte.

„Du hast dich wieder viel zu sehr mit Schmuck behängt," raunte er ihr ins Ohr. „Alle Operngläser im Hause sind auf dich gerichtet."

„Aber Gregor, weshalb hast du mir das nicht zu Hause gesagt?"

„Was nützt das? Du bist ja froh, daß du all diese albernen Juwelen hast! Übrigens fand ich es ungeheuer taktlos von dir, daß du heute in Gegenwart deiner Verwandten von jener Klatscherei über mich sprachst."

„Warum denn? Da es doch nicht wahr sein kann, was sie sagen!"

Gregor blickte kalt in die bittenden Augen, die sich ihm zuwandten, und sprach grausam: „Wer sagt, daß es nicht wahr ist?"

Sigrid wandte ganz langsam den Blick wieder der Bühne zu. Das Theater verschwand vor ihren Augen, eine schwarze Nebelmasse umdrängte sie — sie fühlte, daß irgend etwas Schreckliches in ihr vorging.

Tapfer, tapfer und regungslos verharrte sie jedoch vor dieser gaffenden Menge, die ihre Juwelen anstarrte.

Sie war so totenblaß geworden, daß sie ihr Opernglas zum Schutz vor ihre Augen hielt. —

Im nächsten Zwischenakt erhob sie sich und verlangte nach ihrem Wagen.

Gregor fragte sie nach dem Grunde.

„Mir ist schlecht — sehr schlecht."

— — — — — — — — — — — —

Noch in derselben Nacht brach der so qualvoll niedergehaltene Herzkrampf aus. Der Arzt war ratlos.

Am nächsten Morgen war Sigrid tot.

Aber vorher hatte sie noch die ungeheure Selbstverleugnung gehabt, Gregor zu trösten: „Du weißt ja, Gregor — diese Herzneurose ist nichts Neues. Gräme dich nicht, du bist nicht schuld daran."

Mit großen Augen hatte er sie angesehen — sah er auch jetzt die stille Gestalt an, die an gebrochenem Herzen gestorben war.

Mannigfaltiges.

Ein abergläubischer Philosoph. — Der französische Philosoph d'Argens, ein Freund Friedrichs des Großen, fürchtete den Tod in einem hohen Grade und war dabei äußerst abergläubisch. Als ihn eines Tages ein starker Schnupfen im Bette zurückhielt, bekam er von Friedrich den Befehl, ungesäumt zu ihm zu kommen. Äußerst verdrießlich darüber stand er auf, kleidete sich eilig an und ging zum König, mit dem er sich bald in eine interessante Unterhaltung vertiefte und ganz munter und aufgeweckt wurde, bis er zufällig einmal einen Blick auf seine Beine warf und nun mit einem Male sich so bestürzt zeigte, daß er fast kein Wort mehr hervorzubringen vermochte. Der König blickte ihn erstaunt an und fragte ihn nach der Ursache dieser Verstörung; d'Argens gab aber nur ausweichende Antworten, und unzufrieden darüber schickte ihn der König endlich fort. In seine Wohnung zurückgekommen, setzte er seine Frau, seine Tochter und das ganze Haus in Bestürzung. Seinen Äußerungen nach mußte man glauben, es gehe ungesäumt mit ihm zu Ende, und die Seinigen überließen sich dem größten Schmerze. Gerührt dankte er ihnen für ihre Teilnahme und nahm feierlich Abschied von allen, bis endlich sein alter Diener Pierre auch herbeikam und eine ungeahnte Wendung herbeiführte. Auf den ersten Blick sah dieser, wo es seinem Herrn fehlte, und sagte: „Ich wette, es sind Ihre Beine, die Ihnen diesen Kummer machen."

„Du hast recht, lieber Pierre," sagte d'Argens ganz erschüttert; „siehe, wie dick das eine Bein und wie dünn das andere ist. Es gibt kein sichereres Anzeichen des Todes."

„Nun," antwortete der Diener lächelnd, „da wollen wir bald helfen; in wenigen Minuten sollen Sie wiederhergestellt sein."

Nun zog er seinem Herrn die Strümpfe aus, und dabei kam das Übel zu Tage. In seiner Eile hatte der Philosoph, der gewöhnlich fünf Paar Strümpfe übereinander trug, diesmal an den einen Fuß acht und an den anderen nur zwei Strümpfe gezogen, und dadurch die merkwürdige Verschiedenheit im Umfange seiner Beine hervorgebracht.

Wie weit der Aberglaube dieses Gelehrten ging, zeigt auch der folgende Vorgang, den seine Nichte, die Gräfin Camargue, erzählt. d'Argens arbeitete nämlich an seinem Werke über den menschlichen Geist und zwar in einer so guten Stimmung, daß er sich eines Abends nicht vom Schreibtisch trennen konnte, und man genötigt war, mit dem Abendessen bis nach Mitternacht zu warten. Höchst vergnügt habe er sich dann an den Tisch gesetzt und erzählt, nie wären ihm die Ideen besser geflossen, und er habe heute eines der schwierigsten Kapitel mit der größten Leichtigkeit geschrieben. Da sei ihm plötzlich eingefallen, daß dieser Tag der erste Freitag des Monats, also ein Unglückstag gewesen, und nun sei er sogleich aufgestanden und habe alles, was er an diesem Tage geschrieben, ins Feuer geworfen.

Zuweilen benutzte König Friedrich die abergläubische Furcht seines Philosophen zu einem Scherz. Der jugendliche Prinz Wilhelm von Braunschweig, ein Neffe des großen Friedrich, erzählt,

daß sein Oheim bei Tafel, besonders dann, wenn die Unterhaltung stockte, zuweilen wie aus Versehen ein Salzfaß umgeworfen habe, was nie verfehlte, d'Argens einen heillosen Schrecken einzujagen. Der König rief dann gewöhnlich: „Mein Himmel, welch ein Unglück! Geschwind, Marquis, nehmen Sie einige Körner und werfen Sie dieselben ins Feuer, und Sie, mein lieber Neffe, werfen Sie einige Körner hinter sich über die

Beim Protzenbauer.

Bauer (seiner Tochter zurufend): Zenzi, hör mit 'm Mistführen auf bis Nachmittag, der Klavierlehrer ist da zum Stunden geben!

Achsel weg, damit der Zauber gelöst, und das Gräßlichste abgewendet wird!" [C. T.]

Der Armenhäusler. — Der berühmte Anatom Professor Hyrtl, der vor einigen Jahren in Wien starb, ging eines Tages direkt vom Spital in ein großes Gartenrestaurant und ließ sich dort an einem Tische nieder. Am Nebentische saßen frühstückend zwei Generale, die aus seiner einfachen Kleidung schlossen, daß sie einen Insassen des nahen Armenhauses vor sich hätten. Da sie eine größere Portion der Speisen übrig gelassen hatten, so rief einer von ihnen einen Kellner heran und sagte zu ihm: „Da, geben Sie das dem Mann da drüben; er soll sich daran gütlich tun." Der Kellner stellte die Reste dem berühmten Gelehrten hin, der den Herren seinen Dank aussprach und dann den Garten verließ.

Wenige Minuten später erschienen zwei Kellner mit einem Kübel, aus dem die vergoldeten Hälse einer Anzahl Champagnerflaschen hervorragten. „Wir haben keinen Champagner bestellt," riefen die Gäste. Wie groß war aber ihr Erstaunen, als sie erfuhren, daß der freundliche Spender niemand anderes war als der vermeintliche Armenhausbewohner, der auf seine bei dem Champagner liegende Visitenkarte noch die bekannten Verse geschrieben hatte:

Wenn mancher Mann wüßte, wer mancher Mann wär',
Gäb' mancher Mann manchem Mann manchmal mehr Ehr'. [L—n.]

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 24.

Logogriph.

Wer's mit e zu oft genießt,
Dem es sich mit m verschließt.
Auflösung folgt in Nr. 24.

Auflösungen von Nr. 22:

des Füll-Rätsels: Ein süßes Mädel;



des Zahlen-Rätsels: Romantik;
des Homonyms: Rat.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund in Stuttgart, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.